



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Feyerabend, Karl: Bilder aus der englischen Kulturgeschichte : 1. Die  
königliche Gabe

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Ein jeder hat nun zwar seinen eignen geistigen Horizont, aber die meisten haben einen sehr kleinen und wirren; und wollen sie mehr und deutlicher sehen, so müssen sie sich eine geistige Brille aufsetzen, die ihnen mehr und andres leistet als eine von Glas, sie müssen die Welt durch das System eines selbständigen Denkers beschauen. Unter den Systemen aber sind die wertvollsten solche, die am besten unsre praktischen Bedürfnisse befriedigen: unser Gemüt beruhigen und uns zum Richtighandeln anleiten. Nach diesem Kriterium urteilend, können wir Spencers System als Philosophie, als Lebensweisheit im höchsten Sinne des Worts nicht anerkennen, wenn auch unendlich viel einzelne Weisheitslehren und naturwissenschaftliche Erkenntnisse darin aufgehäuft liegen. Vor der Großartigkeit seines, freilich von vornherein verfehlten Unternehmens, und vor der beharrlichen Energie und dem Opfermut, mit dem er es in beinahe fünfzigjähriger Arbeit durchgeführt hat, muß man Ehrfurcht hegen. Auch soll es ihm unvergessen bleiben, daß er mit seiner kleinen Schrift über Erziehung, die in deutscher Übersetzung bei uns viel gelesen wird, die Verbesserung des Erziehungs- und Unterrichtswesens nicht wenig gefördert hat. Solchen, die das Büchlein noch nicht kennen, empfehlen wir besonders das Studium der darin entwickelten Strafstheorie. Deren Grundsatz lautet: Die Eltern sollen, als Diener der Natur, dafür sorgen, daß ihre Kinder jederzeit die natürlichen Folgen ihrer Handlungen, die natürlichen Rückwirkungen (Weulen und Verletzungen, Mühe des Aufräumens der umhergestreuten Sachen, Wiedervergeltung jeder Unfreundlichkeit durch gleiches Benehmen der Kameraden oder Dienstboten usw.) erfahren; diese natürlichen Strafen sollen sie weder abwenden (lebens- und sehr gesundheitsgefährliche ausgenommen) noch verschärfen oder durch willkürliche ersetzen



## Bilder aus der englischen Kulturgeschichte

Von Karl Feyerabend

### 1. Die königliche Gabe



Im vierten Akte des „Macbeth“ hat Shakespeare in das ziemlich wörtlich seiner Quelle, Holinsheds Geschichte Schottlands, entlehnte Gespräch zwischen Malcolm und Macduff mit feiner Kunst eine selbständige Zutat eingefügt. Am Hofe Edwards des Bekenners finden sich die durch die Grausamkeit des schottischen Thronräubers Bedrohten und Vertriebenen hilfesuchend zusammen. Vor dem Palaste (nicht, wie die alte Bühnenanweisung will, in einem Zimmer) sucht Macduff den Prinzen Malcolm auf, um ihn für das Werk der Befreiung, als dessen Lohn der väterliche Thron winkt, zu gewinnen. Malcolm muß in dem Flüchtling zunächst einen Späher Macbeths sehen, der ihn in eine Falle locken will, und gibt seine wahre Gesinnung erst zu erkennen, als er sich überzeugt hat, daß hier kein Verrat droht. Für ihr Unternehmen brauchen sie die Hilfe des englischen Königs, auf dessen Erscheinen sie warten, und nach dem sie den heraustretenden Arzt fragen.

- Malcolm: Sagt, Doktor, kommt der König?  
 Doktor: Ja, Herr, denn eine Schar von Jammerseelen  
 Harret seiner Heilung; ihre Krankheit trotz  
 Dem klügsten Rat der Kunst; doch sein Berühren  
 (So heilige Kraft erschuf Gott seiner Hand)  
 Kuriert sie augenblicks.
- Malcolm: Ich dank euch, Doktor.  
 (Doktor ab.)
- Macduff: Welch Leiden meint er?  
 Malcolm: Wie mans nennt, das „Übel,“  
 Ein wundersames Werk des guten Königs,  
 Das oft ich ihn, seit ich in England weile,  
 Verrichten sah. Wie ers von Gott erlehrt,  
 Weiß er am besten; doch Schwerheimgesuchte,  
 Geschwolln-Auswüchsigte, jammervoll dem Auge,  
 Draan ärztlich Tun zu Spott wird, heilet er,  
 Um ihren Hals ein golden Münzlein hängend,  
 Mit heiligen Gebeten; und man sagt,  
 Er hinterläßt den künftigen Herrschern auch  
 Den heilenden Segen. Dieser seltenen Kunst  
 Sint er der Prophezeiung Himmelsgabe.  
 Besondre Segnung waltt um seinen Thron,  
 Lautrufend: er fand Gnade.

Es werden hier dem Typus des unechten, gemeinschädlichen Gewalt herrschers Züge aus dem Wesen des rechtmäßigen, gottgeweihten, segenvollen Königturns nach den Anschauungen der Zeit gegenüber gestellt. Der Glaube, oder wie wir sagen müssen, Wahn, daß die rechtmäßigen Könige von England und Frankreich die Gabe haben, gewisse Krankheiten wie Skrofeln — the king's evil oder auch nur the evil genannt — und Kropf durch ihre Berührung (touching, attouchement) zu heilen, wird nicht nur von der „geschichtlichen“ Überlieferung auf Edward den Bekenner zurückgeführt, sodaß hier keiner der bei Shakespeare beliebten Anachronismen vorliegt, sondern war auch seinen Zeitgenossen ganz vertraut. Amtlich ist er in Frankreich erst vor etwa achtzig Jahren erloschen, und in England soll man ihn unter dem Landvolke nach dem Zeugnis englischer Schriftsteller jetzt noch finden. Die kleine Szene zeigt wieder einmal die vielgerühmte shakespeareische Treue in der Beobachtung der Einzelheiten. Das Wunder der königlichen Berührung, dessen Bedeutung als Beweismittel der Legitimität er erkannte, war zwar auch unter den Tudors und den frühern Königshäusern geübt worden, aber unter keinem Geschlecht ist soviel Wesens von dem donum regium, der „königlichen Gabe,“ gemacht worden wie unter den Stuarts. Holinshed erzählt an einer andern Stelle (in der Geschichte Englands) von Edward dem Bekenner: „Er hatte den Geist der Weisfagung und auch die Gabe, Gebrechen und Krankheiten zu heilen. Er pflegte denen zu helfen, die von dem Leiden geplagt wurden, das gemeinhin das Königsübel genannt wird, und hinterließ diese Kraft gleichsam als ein Erbstück seinen Nachfolgern, den Königen dieses Reichs.“ Da hier aber von dem hanging a golden stamp with holy prayers nichts gesagt wird, so ist es wahrscheinlich, daß der Dichter das Buch Tookers, eines Doktors der Theo-

logie, über diesen Gegenstand vom Jahre 1597 wenigstens dem Inhalt nach gekannt, auch wohl einmal einer Heilung beigewohnt hat.

Jakob der Erste, in dessen ersten Regierungsjahren, zwischen 1603 und 1610, die Tragödie entstand, ein Mann, der durch äußerliche Würde die innere Hohlheit seines Wesens verdecken mußte, der schon etwas Großes zu tun vermeinte, wenn er (zum Teil freilich aus Geldnot) mit dem Baronettitel einen höhern, erblichen Grad der Ritterwürde neu einführte, der vor versammeltem Hofstaat den Ritterschlag zu erteilen liebte, ließ sogar fürstliche Gäste der oft wiederholten Zeremonie, die so sehr geeignet schien, den geheimnisvollen Glanz des königlichen Namens zu erhöhen, beiwohnen. Es gehörte das damals zu den einem vornehmen Besuche gebotnen Schaustücken, wie etwa heutzutage eine Truppschau. In der Beschreibung der Reise des jungen Prinzen Otto von Hessen-Kassel an den englischen Hof im Jahre 1611, die handschriftlich auf der Landesbibliothek in Kassel liegt, gibt der unbekannte Verfasser, wahrscheinlich der Oberst Kaspar von Widmarcker, auch einen kurzen Bericht über eine solche für die fremden Gäste neue Feierlichkeit. (Der junge Landgraf war einer Einladung des ihm altersgleichen, zu früh verstorbenen Prinzen Heinrich Friedrich von Wales gefolgt, mit dem er seit einigen Jahren in vertraulichem Briefwechsel stand; daß der Hauptzweck der Reise eine Brautwerbung um „Fräulein“ Elisabeth, die nachmalige Pfälzerin und Winterkönigin, gewesen, ist eine naheliegende Vermutung.) In dem Itinerarium heißt es: „Den 23. Julii, nämlich Dienstags (auf welchem man alle Wochen predigt, weil die Verrätereie zu London, so mit Pulver unterm Parlament angelegt, an einem Dienstag geoffenbaret), haben Ihre Kön. Majestät unsern Gnädigen an einem Dienstag geoffenbaret), haben Ihre Kön. Majestät unsern Gnädigen Fürsten und Herrn um 9 Uhr morgens zur Predigt fordern lassen in S. M. Kapellen. In die Predigt sind mitgegangen der Prinz und die Prinzessin. Nach gehaltenener Predigt haben S. R. M. 8 oder 9 Personen kurieret, welche den Kropf, strumam, sonst les escroiles (franz. les écrouelles) gehabt. Also der König saß auf einem Stuhle, der Prinz stund zur rechten und hielt des Königs Hut, dann stund die Prinzessin; dann rührte S. M. die Patienten, die vor ihm knieten, mit zwei Fingern an, redete eßliche Wort auf englisch, ohngefähr: »Der König rührt dich an, Gott heile dich«, hing einem jeden einen Engelotten (die angel genannte Goldmünze im Werte von zehn Mark) an einem weißen seidnen Bande an den Hals; zwei Bischöfe mit langen, weißen Chorröcken beteten knieend, und ward mit dem Gebete geschlossen. Ist geschehen im Beisein des Bischofs von Coventri und Bigfeldt (Bigfield), item des von Glouster. Diese Krankheit soll unter den Spaniern gar gemein sein, die Leute zerschwellen sehr und können nicht leichtlich kurieret werden.“\*)

\*) Es sei erlaubt, hier noch einige Sätze aus dem Reisebericht anzuführen: „Nach diesem sind S. R. M. mit S. F. Gn. in ihr Gemach oder Privatkammer gangen, meinem Herrn einen gnädigen Abschied geben neben seinen beiden Gesandten Otto v. Starschedel und Kaspar Widmarcker, welche er auch nach gehaltenem Gespräch zu Ritttern geschlagen, im Beisein Prinz Heinrich Friedrichs von Wallia, des Herzogs von Lenox, des Grafen von Salisburi (Grand Thresoriers), Grafen von Muster (Stallmeister) und vieler anderen. Von den Unsern sind dabei gewesen: Landgraf Otto, Graf Wilhelm von Nassau, Graf Kasimir von Erbach, zwei

Wir brauchen nicht zu untersuchen, wie weit dem großen Dramatiker das Wunder der königlichen Berührung etwas Gegenständliches, Wirkliches war. Shakespeare schaltete für seine Zwecke souverän mit dem menschlichen Wissen und der menschlichen Erfahrung seiner Zeit, ja er nahm mit der Beobachtung des Blutumlaufs und der Gravitation die Entdeckungen Harveys und Newtons vorweg. Er hat, wie Goethe sagt, die ganze Menschennatur nach allen Richtungen hin und in allen Höhen und Tiefen erschöpft. Er hat, wie schon A. W. Schlegel hervorhob, Seelenkrankheiten mit so unwidersprechlicher und allseitiger Wahrheit geschildert, daß die bedeutendsten Irrenärzte noch jetzt daran, wie an wirklichen Fällen, ihre Beobachtung bereichern können, eine Kunst, für die ein kürzlich in dieser Zeitschrift erschienener Aufsatz über Falstaff ein schönes Beispiel liefert. Wir brauchen auch nicht danach zu fragen, ob er es mehr mit der Schule der Solidisten oder der Humoralisten unter den damaligen Ärzten gehalten hat. Jedenfalls war dem umfassenden, „ozeanischen“ Geiste des Dichters mit den tausend Seelen — the thousand-souled Shakespeare, wie ihn Coleridge genannt hat —, worin sich, wie jede allgemein menschliche Bestrebung, so alle Strömungen seiner Zeit widerspiegeln, der allgemein verbreitete Glaube an die Wirksamkeit der Berührung etwas tatsächlich Gegebenes. Da dieser Glaube noch lange nach seiner Zeit lebendig geblieben ist und auch eine politische Rolle gespielt hat, so lohnt der Gegenstand wohl eine ausführlichere Besprechung.

Die erste Schrift, die sich ausschließlich mit der Gabe der Heilung beschäftigt, hat der schon genannte Geistliche und Doktor der Theologie William Tooker 1597 in London unter dem Titel: *Charisma sive Donum Sanationis* herausgegeben. Er behandelt darin, wie schon der lange Untertitel angibt, zunächst die Wunderheilungen im allgemeinen, von der ehernen Schlange (4. Mose 21 und 2. Kön. 18, 4) und dem Teiche Bethesda (Joh. 5) an bis zu den Heiligen des Mittelalters, sodann die den englischen Königen verliehene Gabe und insbesondre deren erfolgreiche Anwendung durch Elisabeth. Dieser religiosissima princeps hat er sein Buch gewidmet. Seiner Meinung nach ist die Gabe ein Licht, das auf den Leuchter gehört, das das Reich des Teufels aber unter den Scheffel verstecken will. Der Gaben seien mancherlei. Diese habe Gott allein den Vorfahren der Königin geschenkt, ein Beweis seiner sonderlichen Liebe gegen das Inselreich und sein Königsgeschlecht. Es habe viele berühmte Frauen gegeben, aber Elisabeth stehe höher, weil sie zugleich Jungfrau, Christin und Königin sei. Alle christlichen Könige hätten etwas Göttliches an sich, indem sich in ihren Herzen die Gottheit unmittelbar offenbare und wirksam erweise.

Grafen von Leiningen, zwei Herren von Scharrenberg, Burchardt Schäckell, Diedrich von Falkenberg (der berühmte Verteidiger Magdeburgs gegen Tilly) und andre mehr. Der König forderte von höchstgedachtem Prinz Heinrich von Wallia das Schwert, welches es alsbald an der Seiten auszog, küßete und J. K. Majestät reichte. Darauf R. M. die zwei Legaten gefordert, sie heißen niederknien, schlug sie flächlich zweimal auf die Schulter und sagte darauf in englischer Sprache: Stehe auf, Ritter Otto von Starschedel, item Ritter Kaspar Widmarcker, welches auch nach begehener Dankagung, lateinisch von dem von Starschedel, französisch von dem Obristleutenamt Widmarcker geschah.“

In seinen geschichtlichen Betrachtungen weist Tooker die Behauptung des Guido von Avignon (aus der Zeit des Papstes Clemens des Sechsten, vierzehntes Jahrhundert) zurück, daß nur den Königen von Frankreich die Heilkraft zukomme. Er will den Franzosen ihren Ruhm nicht bestreiten, beruft sich aber auf das Zeugnis französischer und anderer Schriftsteller des Mittelalters dafür, daß schon Edward der Bekenner Kropfleidende geheilt habe, so auf den Franzosen Johannes Tagautius in seinem Lehrbuch der Chirurgie und auf den Italiener Polydor von Urbino. Ja er ist geneigt, den Anfang der Heilgabe für die britischen Könige bis ins zweite christliche Jahrhundert hinaufzurücken, nach dem alten Spruche *Regnum Angliae regnum Dei* und unter Berufung auf das Zeugnis Tertullians, daß Britannien Christo untertan sei. Er führt die Gabe auf den ersten christlichen Britenkönig Lucius zurück; die Franken seien erst unter Chlodovech Christen geworden. So ganz sicher scheint ihm die Sache aber doch nicht zu sein, denn später führt er eine Stelle aus Silveds *Vita Eduardi Confessoris* an, in der offenbar die erstmalige Entdeckung der Wundergabe berichtet werden soll, und wo es heißt: „Eine jung verheiratete Frau litt an skrofulösem Kropf und Unfruchtbarkeit. Die Mandeln waren geschwollen und eiterten. Die widrige Krankheit flößte ihrem Manne Abscheu ein, während zugleich die Unfruchtbarkeit seine Zuneigung minderte. So lebte die junge Frau ihrem Manne verhaßt, ihren Eltern zur Last, von Freunden und Verwandten wegen des übeln Anblicks gemieden. Kein Arzt konnte helfen, darum Tag und Nacht nichts als Tränen, Schmerz und Seufzen. Da bat sie Gott, er möge sie von dem Schimpf erlösen oder von der Erde nehmen, und sie erhielt im Traume den Befehl, zum Palaste zu gehn und von den Händen des Königs Rettung zu erwarten. Wenn diese sie wüschen, berührten und mit dem Kreuze zeichneten, werde sie durch sein Verdienst Heilung empfangen. Vom Schlafe erwacht, eilt sie, ihres Zustandes und Geschlechtes vergessend, zum Hofe, berichtet von dem Drakel und fleht um Hilfe. Von frommem Mitleid ergriffen, achtet der König des Ekels nicht, läßt Wasser bringen, wäscht die kranken Stellen, betastet und bekreuzt sie mit den Fingern. Da platzt die Haut, Eiter und Maden quellen hervor, Geschwulst und Schmerz lassen nach zur Verwunderung aller Anwesenden, die solche Heiligkeit unter dem Purpur, solche Wunderkraft in den zeptertragenden Händen sehen. Die Frau verbleibt am Hofe unter Aufsicht der königlichen Beamten, bis ihre Wunden vernarbt sind. Voll Dank gegen Gott und seinen Gesalbten nach Hause zurückgekehrt, gewinnt sie die Liebe ihres Gatten wieder, zumal da sie auch bald mit der ersehnten Leibesfrucht begnadet wird.“

So ist sich König Edward also erst durch einen Anstoß von außen der geheimnisvollen Kraft bewußt geworden, die er auf seine rechtmäßigen Nachfolger vererbt hat. Daß auch die französischen Könige denselben Vorzug haben, will Tooker deshalb nicht von Chlodovech ableiten, sondern lieber dadurch erklären, daß die englischen Könige früher einen großen Teil von Frankreich beherrscht hätten, und die Gabe auf ihre dortigen Nachfolger übergegangen sei. Der Königin sei diese Gnadengabe mit der Salbung und Krönung zuteil geworden (*Regina et eandem sanandi gratiam et regnandi*

gloriam ipso inaugurationis momento adepta est). Die Römischen hätten zugestehen müssen, daß die Exkommunikation Heinrichs des Achten durch Clemens den Siebenten und Paul den Dritten und Elisabeths durch Pius den Fünften keine Kraft gehabt habe, da diese „wahrhaft katholischen“ Fürsten nach wie vor viele Wunderheilungen vollbracht hätten. Er selbst sei einem Papisten begegnet, der erzählte, er sei, kürzlich aus dem Gefängnis entlassen, von der Königskrankheit befallen worden, habe vergebens viele Ärzte gebraucht, dann sich der Königin zu Füßen geworfen und sei geheilt worden; so habe er erfahren, daß der päpstliche Bann ohne Wirkung geblieben sei, und Elisabeth in der Kraft Gottes herrsche, der nirgends für die Lüge zeuge. So nach erkennt Tooker in der wunderbaren Gabe ein Siegel der Wahrheit, Vorsetzung und Güte der göttlichen Allmacht.

Über das Verfahren bei der Heilung berichtet Tooker ausführlich aus eigener Anschauung, da er mehrere Jahre lang dabei war, wenn die Königin berührte: „Die christliche Barmherzigkeit Ihrer Majestät kennt kein Ansehen der Person. Ohne Unterschied des Geschlechts, Alters, Standes, ob arm ob reich, alle haben Zutritt. Danach wird bei keinem gefragt, sondern, damit kein Betrug geschehe, nur danach, ob er wirklich an der Königskrankheit leide und vergeblich ärztliche Hilfe gesucht habe. Die Voruntersuchung liegt den Leibärzten der Königin ob. Sie legen auf die kranken Stellen ein Pflaster, das, ohne Heilwirkung, nur den häßlichen Anblick lindern soll; denn die Heilung ruht nur in der Hand der Majestät. Sie kann an jedem Tage stattfinden, zumeist an den Sonn- und den hohen Festtagen, doch immer zur gewöhnlichen Gebetstunde. Es besteht dafür eine besondere Liturgie, die von den königlichen Kaplänen besorgt wird. Die Handlung ist öffentlich, die Königin erscheint mit großem Gefolge, indem »Menschen und Engel zuschauen«. Die Kranken werden einzeln der Königin von den Ärzten vorgestellt und bitten knieend um Hilfe. Währenddessen wird Markus 16, 14—18 vorgelesen. Dann erfolgt die Berührung, worauf B. 19 und 20 verlesen werden. Danach erhebt sich S. Majestät, hängt jedem einzeln wieder Vortretenden ein durchlochtes Goldstück im Werte von zehn Schillingen, nicht als Amulett, sondern als heiliges Almosen und sichtbares Pfand der Liebe, um den Hals und bekreuzt die kranken Stellen unter Verlesung des Anfangs des Johannevangeliums. Nachdem die Königin knieend ein Gebet gesprochen und die Versammlung auf den Knien die Responsorien dazu aufgesagt hat, macht ein allgemeines Dankgebet den Schluß.“ Tooker ist voll Lobes über die einfache Würde des Vorgangs, den er über die Fußwaschung stellt, die alljährlich nur einmal, und zwar an Gefunden, stattfindet und abgesehen vom Almosen kein beneficium enthalte, sondern nur ein Erweis der wahren Nachfolge Christi durch die englischen Könige sei. Er gerät sogar in eine Art von Verzückung, und seine Sprache nimmt einen lyrischen Schwung an, wenn er sich vorstellt, wie oft er die königliche Jungfrau und mächtige Herrscherin im Gebete knieend die wunderschönen, schneeweißen Hände habe ausstrecken und die Elendesten ihrer Untertanen nicht bloß mit den Fingerspitzen, sondern mit vollem Druck berühren sehen, „am letzten Karfreitag allein 38.“ Er glaubt, die Urzeit der Kirche sei mit ihrer ersten Liebe zurückgekehrt.

An dem Erfolge der Heilung ist nach Tooker nicht zu zweifeln. Er hat mit vielen Geheilten gesprochen, die er selbst hat berühren sehen, und die dauernd gesund geblieben sind. Einige davon führt er mit Namen an, so zwei Personen aus seiner Vaterstadt Exeter. Von einer der bekannten Familie Turberville angehörnden Frau, die er in ihrer Krankheit gekannt hatte, erzählt er, daß er sie zehn Jahre nach der Kur gesehen und diese bis dahin angehalten habe. Als er die Goldmünze zu sehen wünschte, gestand ihm die Frau zögernd, daß sie diese in einer Notlage ausgegeben habe. Daraus zieht er den Schluß, daß die Münze mit der Heilung nichts zu tun habe, auch deren Bestand nicht an den Besitz des Goldes geknüpft sei. Er kann nicht alle Namen aufzählen, aber unter Elisabeth allein seien viele Tausende geheilt worden. Dabei übe die Königin die Gnadengabe in aller Demut aus. Als sie auf einer Reise in der Nähe von Gloucester von der Menge bestürmt wurde, habe sie fromm-bescheiden gesagt: „Der allmächtige und allgütige Gott ist der rechte Arzt für alle, an den wendet euch, der wird euch helfen.“ Auf die Frage, ob alle geheilt werden, gibt Tooker die Antwort: Gewiß alle, die nicht durch Unglauben oder Kleinglauben der Wirkung einen Niegel vorschieben. Denn auch dieses Wunder wirkt nur *ad analogiam fidei*, nach Maßgabe des Glaubens, gleich wie die Sakramente.

Während in Tooker der Theologe zu Worte kam, äußerte sich noch unter Elisabeth auch ein Arzt, Dr. Clowes, über die königliche Gabe. Dieser schrieb 1602 eine Abhandlung über die „künstliche,“ d. h. die chirurgisch-medizinische Kur bei Kropf und Skrofeln, erklärte aber darin die Berührung für den sichersten Weg zur Heilung.

Zwölf Jahre nach Tooker ließ der Leibarzt Heinrichs des Vierten von Frankreich und Kanzler der Akademie von Montpellier Andreas Laurentius in Amsterdam ein Buch erscheinen unter dem Titel: *De mirabili strumas sanandi vi solis Galliae Regibus Christianissimis divinitus concessa liber unus, et de strumarum natura, differentia, causis, curatione, quae fit arte et industria medica, liber alter*. Der erste Teil behandelt also die wunderbare, der zweite die natürliche, ärztliche Heilung. Der beigegebne Kupferstich stellt dar, wie der König unter freiem Himmel auf dem Hof eines prächtigen Schlosses, von Geistlichen, Ärzten und Trabanten umgeben, vor einer großen Menge an den in langer Reihe knieenden Hilfsuchenden entlang geht und die Berührung vollzieht, indem der diensttuende Leibarzt jedesmal hinter dem Kranken stehend dessen Hinterkopf unterstützt. Der Verfasser ist ein ausgesprochener Aristoteliker und betont wiederholt das Kausalgesetz.

Die Sache ist nach ihm in Frankreich, Italien und Spanien allgemein bekannt; er selber habe Tausende jeden Standes, Geschlechts, Alters und Landes zu jeder Jahreszeit heilen sehen. Dennoch sei der Gegenstand literarisch noch nicht behandelt worden und verdiene es seiner Meinung nach doch so sehr. Von Tookers Buch hat er gehört, es aber noch nicht aufstreiben können. Wir entnehmen aus dem Buche des Laurentius folgende Angaben: Gewohnheitsmäßig berührt der König an den vier großen Festen, Ostern, Pfingsten, Allerheiligen und Weihnachten, ist aber nicht an diese Zeiten gebunden. Die meisten Patienten sind natürlich Franzosen, aber auch aus Deutschland, den

Niederlanden, Lothringen, Italien, Portugal, Spanien kommen sie; aus Spanien suchen und finden jährlich mehr als 600 Heilung. Häufig hat Laurentius mehr als 1500 auf einmal gezählt, besonders auf Pfingsten, sei es, weil dann die Kranken die Wirksamkeit des heiligen Geistes für lebendiger halten, oder weil die Jahreszeit alsdann für die Reisenden am günstigsten ist. Bei den meisten hören die Schmerzen sofort auf, die Schwellungen lassen nach, und über die Hälfte werden binnen ein paar Tagen vollständig gesund. Die Berührungssformel lautet bei ihm: *Le Roy te touche, et Dieu te guairit*. Die Gabe leitet er von der Taufe und Salbung Chlodovechs her und hält die Zurückführung auf den heiligen Marculf (von dem später die Rede sein wird) für falsch, da dieser erst unter Childebert und Chlotar dem Zweiten gelebt habe. Ludwig der Neunte, der Heilige, habe die Heilung nicht begonnen, sondern nur das Zeichen des Kreuzes hinzugefügt. Laurentius hat davon gehört, daß Tooker den französischen Königen die Gabe abgesprochen habe (was nicht richtig ist). Er behauptet dagegen, daß die französischen Könige schon, ehe die Engländer Teile von Frankreich beherrschten, geheilt hätten, ja daß, ehe die Angelsachsen in Britannien Christen wurden, der allchristlichste König dies schon getan habe. Er geht also auf die altchristliche Zeit in Britannien vor den Angelsachsen nicht ein. Die von Edward dem Bekenner berichteten Heilungen sind nach ihm ein einzelner Fall, der bei diesem frommen, später heilig gesprochenen Fürsten persönlich zu erklären sei. Falsch sei der Glaube, daß siebente Söhne (ohne dazwischen geborne Mädchen) im französischen Gebiete nach drei- bis neuntägigem Fasten im Namen Gottes und des heiligen Marculf die Skrofeln durch Berührung heilen könnten. Auch die Barone d'Alumont schrieben sich in den Erstgeborenen der Familie diese Gabe fälschlich zu. Nur die Könige von Frankreich hätten eine solche durch die erbliche Nachfolge und die heilige Salbung. Von Franz dem Ersten erzählt Laurentius, daß er auch außerhalb Frankreichs während seiner Gefangenschaft in Madrid viele Spanier geheilt habe.

In dem geschichtlichen Teil holt Laurentius etwas weiter aus als Tooker. „Schon im Altertum ist die königliche Würde über alles Irdische erhaben und ein Gegenstand der Ehrfurcht gewesen. Den Persern galt der König als ein Abbild der Gottheit, die alles erhält; nach seinem Tode trat ein fünftägiger Rechtsstillstand ein. Homer nennt die Ordner und Hirten der Völker zeusentsprossen und läßt sie unter dem besondern Schutze des Zeus Basileios stehn.“ Aus Stellen der Sprüche Salomonis und der Psalmen soll bewiesen werden, daß durch göttliches Vorrecht den Königen himmlische Kräfte beigelegt worden sind. Plutarch erzählt von Pyrrhus, dem König von Epirus, daß er durch die Berührung mit dem großen Zeh, der nachher bei der Verbrennung seines Leichnams unversehr blieb, Milzfüchtige geheilt habe. Bei Tacitus macht Vespasian einen Blinden sehend, indem er ihm in die Augen spuckt, einem andern heilt er den kranken Arm — bei Sueton ist es ein Schenkel — mit der Ferse. Aulus Spartianus berichtet im Leben des Hadrian, der nach Cassius Dio einen Wasserfüchtigen heilte, ein erblindetes Weib habe das Gesicht dadurch wieder erlangt, daß sie die Kniee des Kaisers küßte, und

ein blinder alter Mann aus Pannonien sei nicht bloß selber sehend geworden, sondern auch der Kaiser sei durch die Berührung von einem Fieber befreit worden. Als Behelfe bei der Heilung dienten vielfach Ringe, in denen, wie dem Ringe des Gyges, eine geheimnisvolle Kraft wohnen könne. Nach Cassius Dio habe Agrippa mit einem von Augustus erhaltenen Ringe geheilt. Die englischen Könige aus dem Hause Anjou heilten die Fallsucht durch die Übergabe von Ringen, die als Amulette getragen wurden. Durch das Zeichen des Kreuzes heilten die Könige von Ungarn die Gelbsucht, die von Spanien die Besessenheit, heilte König Gunthram nach Gregor von Tours das Wechsel- fieber. Laurentius macht darauf aufmerksam, daß ähnlich wie die Heilkraft sich auch die Priesterwürde mit dem Königtum verbunden finde: „In der Aeneis ist Aeneas zugleich der König der Menschen und der Priester des Apollo; die Perserkönige waren auch Priester, gleichwie Melchisedek.“

Beim Auskramen seiner antiquarischen Weisheit steigt jedoch dem könig- lichen Leibarzt das Bedenken auf, ob er seinem Herrscher nicht etwas dadurch an seiner Ehre abbreche. Deshalb schränkt er alsbald die Bedeutung der von ihm selber vorgebrachten Beispiele ein nach dem in der Apologetik der katho- lischen Heiligenlegenden und Reliquien üblichen Rezept: Ist's nicht wirklich, so ist es wenigstens geglaubt worden. Nach Laurentius liegt die Heil- kraft nicht in der Königswürde an sich, sonst müßten alle Könige sie haben; es habe sie aber nicht einmal jeder christliche König, sondern nur der aller- christlichste. „Sie haftet auch nicht am Blute, denn von Chlodovech bis auf Heinrich den Vierten hat es verschiedene Geschlechter gegeben, und nichtregierende Prinzen haben die Kraft nicht. Auch nicht an den gesprochenen Worten, wenigstens nicht allein, denn (Zauber-) Worte haben keine wirkliche Kraft. Einige, besonders die Araber, behaupten, die Heilung komme zustande durch die Einbildungskraft. Dagegen ist zu sagen, daß die Einbildungskraft des allerchristlichsten Königs, sei sie auch noch so stark, höchstens auf ihn selbst, nicht auf den Körper eines fremden Menschen wirken könnte. Die eigne Ein- bildung kann bei den Skrofulösen mit ihrem verschiedenen Temperament, Alter usw. nur von geringem Einfluß sein; denn wiewohl die Einbildungskraft, die sich als Vertrauen und Hoffnung äußert, die ärztliche Hilfe vielfach unter- stützt, ist das doch nur bei akuten, nicht bei chronischen Krankheiten der Fall. Die Änderung der Lebensweise und Nahrung könnte nur bei den Ausländern mitsprechen, ist aber ohne Bedeutung, denn die Spanier zum Beispiel werden nicht durch den Aufenthalt in Frankreich geheilt, sondern erst durch die könig- liche Berührung. Die Heilung kann nur aus übernatürlichen Ursachen kommen, und da gibt es zwei Möglichkeiten, erstens durch böse Geister, zweitens durch Gott.“

Der Verfasser gibt bei dieser Gelegenheit ein ganzes System der Dämono- logie und der dämonischen Heilungen (die nur Schein und Trug seien) zum besten, dessen wissenschaftlicher Anstrich heute, wo das Zeitalter der Hexen- prozesse längst hinter uns liegt, wunderlich genug anmutet, handhabt einige seiner aristotelischen Lieblingsbegriffe, wie des *πρῶτον κινῶν* (den Urheber der Bewegung), ursprüngliche und abgeleitete Ursachen (*causa prima* und *causa*

secunda) ganz wacker und hält es für ausgemacht, daß bei dem allerchristlichsten König nur Gott selber durch unmittelbares Eingreifen die Heilung bewirkt, die also ein wirkliches und echtes Wunder sei.

In England erlebte die Gabe der Heilung unter den Stuarts ihre Blütezeit, verfiel aber im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts unter dem Einflusse der zunehmenden Aufklärung und der innern politischen Wirren immer mehr der Kritik. Daß und wie Jakob der Erste die Heilung übte, ist schon erwähnt worden. Dieser schwachsinnige Fürst, der in einem Buche über Zauberei und Hexenwesen (*Dæmonology*) den wüthendsten Aberglauben vorgetragen hat, war sicherlich selber von seiner Befähigung zu heilen überzeugt, die sich so gut in die von dem Hause Stuart betonten Prærogative der königlichen Gewalt eingliederte. Aber auch bei den Schriftstellern seiner Zeit werden noch keine zweifelnden Stimmen laut. Die Zahl der Bewerber wurde unter ihm so groß, daß er durch einen Erlaß vom 25. März (dem damaligen Neujahrstage) 1616 die Verührung im Sommer versagte. Es wird da derselbe Grund mitgesprochen haben wie bei dem Erlasse seines Enkels Karls des Zweiten vom 9. Januar 1683, der als Termine die Zeiten von Allerheiligen bis eine Woche vor Weihnachten, von Neujahr bis zum 1. März und die stille Woche festsetzte, weil die kühlere Hälfte des Jahres wegen der Gefahr der Ansteckung bei dem so nahen Zutritt zu Seiner Majestät geheiligten Person (da hätte man wirklich sagen können: Arzt, hilf dir selber!) die passendere Jahreszeit sei; andre Zeiten werde Seine Majestät bestimmen. Daß sich diese Beschränkung nicht durchführen ließ, zeigt eine Bekanntmachung in der London Gazette, datiert Whitehall, 8. Oktober 1684: „Se. Maj. hat allergnädigst geruht, die Freitage für die Heilung zu bestimmen.“ Von Karl dem Ersten ist ein Erlaß bekannt, der, um den wiederholten Empfang des Goldes zu verhindern, zum erstenmal bestimmt, daß niemand ohne Zeugnis seiner Heimatbehörde kommen solle.

Die Zeiten des Bürgerkriegs und der Republik brachten es mit sich, daß das Urtheil über die „Gabe“ von der politischen Stellung des Einzelnen abhängig wurde. Daß nach der Überzeugung der Rundköpfe, Puritaner und Independenten, die sich nicht scheuten, Karl den Ersten aufs Schafott zu bringen, die Verührung eines Königs nicht mehr Wirkung hatte als die eines gewöhnlichen Sterblichen, kann man sich denken. Um so eifriger hielten die Royalisten den Glauben an die Wundergabe aufrecht. Während der Verbannung Karls des Zweiten mußte zunächst ein in das Blut des königlichen Märtyrers getauchtes Taschentuch als Ersatz dienen. Später machte ein schottischer Kaufmann, wie heutzutage die Unternehmer von Pilgerfahrten nach Lourdes, ein Geschäft daraus, jedes Frühjahr Kranke von Schottland und Newcastle nach Brüssel, Breda, Brügge, Antwerpen, oder wo sich der Verbannte gerade aufhielt, zu schaffen. Dieser soll auch Einheimische, so in Brüssel zwei Töchter des Statthalters der spanischen Niederlande, Marquis Carascenas, geheilt haben.

Aber auch die entschiednen Anhänger der Stuarts sind nun nicht mehr alle unbedingte Verfechter der Gabe. Während Peter Heylin (1600 bis 1662),

ein Geschichtschreiber geistlichen Standes und loyalster Gesinnung, gutgläubig das Wunder als Tatsache anerkennt, äußert sein nicht minder royalistischer Zeitgenosse Thomas Fuller (1608 bis 1661) schon leise Zweifel. Bei der Art dieses Schriftstellers, Ernst und Scherz zu mischen und sich keine Gelegenheit zum Anbringen eines geistreichen Witzes\*) entgegen zu lassen, ist es freilich nicht immer leicht, seine wahre Meinung zu erkennen. In seiner Kirchengeschichte von Britannien kommt er bei Edward dem Bekenner auf die Gabe der Heilung zu sprechen. Nach seiner Ansicht haben die Mönche das Leben dieses Königs mit Wundergeschichten überpfeffert (overspiced), was ihre Berichte für den Gaumen eines gemäßigten Glaubens ungenießbar mache. Ein elender Krüppel, der in seinen vielen Krankheiten ein ganzes Lazarett darstellte, sodas sein Anblick zarte Seelen durch Mitgefühl selbst zu Krüppeln machte, soll kühn genug von diesem Könige verlangt haben, ihn auf dem Rücken in die Kirche zu tragen, was der gütige Fürst auch getan habe mit dem Erfolge, das aus dem Vierbein ein Zweibein wurde (qui venit quadrupes, decessit bipes). Für den Glauben, das Edward auf seine Nachfolger, sofern sie standhaft im christlichen Glauben blieben, die Gabe der Heilung vererbt habe, beruft sich Fuller zwar darauf, das man sich die Bestätigung mit den eignen Augen verschaffen könne, aber er kennt doch eine Anzahl Einwände der Zweifler und Gegner, die er nicht alle entschieden ablehnt. Er meint rationalistisch, wenn ein armer Patient, der vielleicht niemals einen König gesehen habe, es erfahre, wie sich eine so demütige Hand eines so mächtigen Armes herablasse, Wunden zu berühren, vor denen geringere Personen Augen und Nasen schlossen, so könne das wohl seine Lebensgeister so weit aufrütteln, das sie der Natur bei der Überwindung der Krankheit erfolgreich zu Hilfe kämen. Deshalb bekämpft er die Ansicht des Deutschen Kaspar Peucer, das die Kur nur auf Aberglauben beruhe und die dabei üblichen Zeremonien, wie der Gebrauch bestimmter Bibelabschnitte, die Austeilung der Münzen, der Kreuzeszeichen, anstößig seien. Wenn einige die Kur zu einem richtigen Wunder machen und in der Hand des Königs den Finger Gottes erkennen, der die von seiner Hand geschlagene Wunde durch die Hand seines Stellvertreters heilt, so will er das nicht als unmöglich bestreiten. Der Himmel habe ja die niedrigsten Lebewesen, die Pflanzen, ja leblose Stoffe wie Mineralien, mit mancherlei Heilkräften ausgestattet. Sollte es da nicht glaublich sein, das mit Christenmenschen, die edelsten der Körperwesen, Könige, die hervorragendsten aller Christenmenschen, Könige von Britannien, die Blüte aller christlichen Könige, besondre Vorrechte vor andern Wesen hätten? Nach seiner Ansicht

\*) Fullers Gedankenplitter, conceits, sind manchmal wunderhübsch. Einen Neger nennt er Gottes Ebenbild, in Ebenholz geschnigt. Die Pyramiden sind so altersschwach geworden, das sie die Namen ihrer Gründer vergessen haben. Man soll niemand angeborne Gebrechen vorwerfen; es ist grausam, einen Krüppel mit seinen eignen Krücken zu schlagen. Die Gelehrsamkeit hat am meisten durch die Bücher gewonnen, an denen die Drucker verloren haben. Die Mäßigung ist der Silberfaden, der durch die Perlenkette der Tugenden läuft. Wer eine Alte heiratet in der Hoffnung, sie bald zu begraben, ist wie einer, der sich aufhängt in der Erwartung, das ein anderer komme und ihn abschneide. Wie der Erdgeruch des frischen Rasens dem Körper, so ist der Gedanke an die Sterblichkeit der Seele wohltätig.

kann man aber in solchen Fragen den Unterschied zwischen Papisten und Protestanten erkennen. „Sene greifen in ihrer Wundersucht nach leeren Schatten, und je weniger bei ihnen wirkliche Wunder geschehen, desto eifriger erfinden sie welche. Diese dagegen sind bedenklich gegenüber allem, was ihnen als wunderbar entgegentritt. Obgleich die protestantische Religion, weil fest und sicher auf der Heiligen Schrift gegründet, zur Bekräftigung ihrer Wahrheit keine Wunder nötig hat, mag man doch die Wunderkraft der Heilung als eine von Gott frei gewährte Zugabe (overplus) dankbar hinnehmen.“

Dem Franzosen Laurentius wirft Fuller vor, sein Urteil sei durch seine Stellung als königlicher Leibarzt in eine schiefe Richtung gelenkt worden. Die Schmeichelei sei eine so ansteckende Krankheit, daß zuweilen sogar die besten Doktoren der Medizin davon befallen würden. Er spreche den englischen Fürsten die Heilung des „Übels“ überhaupt ab und wolle sie mit dem Zugeständnis abfinden, daß die von Gottfried Plantagenet abstammenden Könige aus dem Hause Anjou die fallende Sucht durch geweihte Amulette geheilt hätten, was doch längst außer Übung gekommen sei. Er selber stellt sich auf den Standpunkt des Dr. Tooker, will also die Gabe der französischen Könige nicht bestreiten, doch seien die englischen viel länger in deren Besitz.

Fullers Zweideutigkeit zeigt sich auch in einer Anekdote, mit der er seinen Exkurs schließt. Kurz vor dem Beginne des Bürgerkriegs wurde ein Geistlicher angeklagt und wäre bald in Ungelegenheiten gekommen wegen einer Stelle in einer Predigt, daß die Bedrückung das eigentliche Königsübel sei (that oppression was the king's evil); aber zur Verantwortung gezogen, deutete er seine eignen Worte dahin, daß die Bedrückung nicht ein vom König verschuldetes Übel, sondern eins sei, das nur er allein in diesem Lande heilen könne.

(Schluß folgt)



## Deutsche Romane und Novellen



it augenfälliger Deutlichkeit heben sich die Österreicher von der allgemeinen deutschen Nationalliteratur ab. Mögen sie unter sich wieder so verschieden sein wie nur möglich — sie haben doch alle etwas Gemeinsames, das sie stärker verbindet als die Kinder irgend einer andern deutschen Landschaft. Vielleicht liegt es wirklich daran, daß jedem Österreicher nach einem hübschen Worte Hermann Bahrs noch der Spanier im Blute steckt. Vielleicht ist auch die hier besonders enge Berührung mit den Slaven und Magyaren an dieser Besonderheit schuld. Bei manchen deutschen Kritikern ist es leider Mode geworden, diesen österreichischen Einschlag zu schelten — sehr mit Unrecht. Denn ihn missen wollen, hieße auf einen Teil des Farbenreichtums verzichten, der gerade den Stolz der deutschen Kunst ausmacht.

Ein Österreicher war auch der jüngst verstorbne Karl Emil Franzos. Er